warum ticken manche uhren anders

Schloss Agathenburg | Vernissage | 12. August 2017 |Wilfried Köpke

Japan fasziniert. Bereits seit einiger Zeit. Ende des 19. Jahrhunderts lassen sich Maler von Gauguin bis van Gogh inspirieren, später die Expressionisten, die Modewelt der 20er Jahre, heute Inspirationen von Sushi bis Wohndesign und Fashion. Und dann ist es doch wieder ganz fremd.

Japan selbst ist fasziniert von Europa. Ende des 19. Jahrhunderts wird die europäische Kunst entdeckt. Jahrhunderte alte traditionelle Kunst von Lack- bis Landschaftsmalerei geht in den Dialog mit Impressionismus, Expressionismus und Arte Povera. Auch heute ein Dialog von Design bis Brautmode.

Und doch bleiben es zwei ganz eigenständige, einander fremde Kulturen. Bis heute. Die Uhren ticken anders. Der Titel der Ausstellung – eigentlich Unsinn. Das Ticken der Uhren ist wahrscheinlich gleich. Aber die Wahrnehmung ist anders. Die Wahrnehmung von Klang im Raum. Von Raum und Zeit. Schon Montaigne, der voraufklärerische Philosoph und Essayist wusste vor fünfhundert Jahren: „Die Menschen (…) werden durch die Meinungen gequält, die sie von den Dingen haben, nicht durch die Dinge selbst“[[1]](#endnote-1).

Bei aller Annäherung sind beiden Kulturen verschiedene philosophische Ansätze eigen. Die europäische Tradition, aus dem Christentum stammend und der griechischen Philosophie fragt nach dem Sein, fragt warum etwas ist und nicht vielmehr nichts. Die japanisch-buddhistische Tradition[[2]](#endnote-2) fragt nach der Leere besser müsste man sagen nach der Leere als dem reinen Selbst[[3]](#endnote-3) und das ist etwas anderes als das Nichts.

Unterschiedlicher könnten die Annäherungen an das Leben nicht sein. Bis heute.

Die beiden Kuratoren Ute Seifert und Frank Fuhrmann haben – nicht zum ersten Mal – gewagt, Künstler beider Kultur und Tradition neben- und miteinander auszustellen. Sie kennen beide Kulturen und wollen aber nicht die Position der langweiligen Mitte sondern die Positionierung an beiden Seiten des Ufers. Nur so kann man Brücken bauen – nicht von der Flussmitte aus. Was hier auf Schloss Agathenburg entstanden ist, das ist ein Parcours der Unterschiede in der Gemeinsamkeit der Auseinandersetzung mit dem Hier und Heute, Zeit und Raum. Ein Parcours der Achtsamkeit, der Ehrlichkeit, des Schauens und eine Entdecker- und Zeigefreude der beteiligten Künstlerinnen und Künstler. Und eben auch: ein Parcours, der an vielen Stellen nach der Zeit, nach Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit fragt. Eine Zeitansage. Eine Zeitreise. Denn Zeit ist etwas, das jeden täglich beschäftigt und keiner recht zu fassen bekommt. Ein ideales Feld für den künstlerischen Approach.

Alles beginnt im blau-gelben Raum. Hier ist bereits in der Dauerausstellung das Ticken einer Uhr zu hören. Der Ablauf der Zeit, das Vergängliche im Salon der Königsmarcks, deren Letzten des Geschlechts hier nicht lange lebten. Die Zeit sauber zerstückelt, gemessen, objektiviert.

Ute Seifert setzt dazu im Loop eine Videoarbeit. Ein Tropfen der sich zäh-langsam formt und stumm nach über fünf Minuten fällt. „Zeit wartet nicht“, so der Titel der Arbeit. Sie kann zäh fließen oder im Moment verfliegen – und wer bin ich und bleibe ich dabei?

Wer an der Treppe vorbeigeht, der übersieht schnell die weiß auf weißer Wand aus Draht gebogenen Schriftzeichen „Jetzt“ (auf Deutsch) und auf Japanisch „I – Ma“. Das heißt auch Jetzt, aber besser, so die Künstlerin: Im Dazwischen – und das zeigt die Schwierigkeit das Jetzt zu fassen, das immer schon dann vorbei ist, wenn ich es benenne, gerade ausgesprochen schon nicht mehr ist, angedacht ist es noch nicht und doch schon – es schwebt zwischen gerade vorbei und noch nicht, zwischen gestern und morgen, Vergangenheit und Zukunft. Der Schatten ist hier leichter zu fassen als die Schrift, wie beim Jetzt der Nachgeschmack, die Erinnerung manchmal klarer und emotionaler ist, als der Moment. Zeit ist flüchtig.

Die Gegenwart in ihrer ganzen Verwiesenheit, der einzelne in seiner Verwiesenheit, das ist – und anders kann ich es nicht sagen – in der Arbeit von Mitsunori Kurashige zu erleben: Hier werden die Betrachter selbst Teil des Kunstwerks. Sie stehen in einem Raum, in einem leuchtenden Quadrat, dessen Grenzen Sie nicht genau erkennen. „Indefinite Square“ und Ihnen gegenüber hängt eine menschliche Form „Wounded Ebe“ – wer schaut wen an? Wer nimmt wen in den Augenblick. Wie in einem sakralen Raum zwischen Freimaurerloge und Arkanum, einem Zwischenraum zwischen Diesseits und Jenseits sind sie ausgesetzt – nicht der Gottheit: sich selbst, ihrer Fülle wie ihrer Leere. Und die Zeit wird lang oder kurz – das kommt auf ihren Zustand an. Das Quadrat, so simpel und klar trägt zur Konzentration bei, es reduziert aber auch und wird im längeren Drinstehen von der Zeichnung zur Skulptur, mit Ihnen mittendrin. Blau – das blaue Licht – für Kurashige Gefühlsausdruck von Distanz und Tiefe, auch Kälte und Klarheit. Kurashiges Square brauchen Zeit um gefühlt, erfasst, imaginiert zu werden und den Betrachter dann in den skulpturalen Raum zu ziehen. Zeit als Augenblick ist auch das mich mir und den anderen aussetzen (J.P. Sartre) und in den Blick nehmen und genommen werden.

Macht Mitsunori Kurashige Sie als Betrachterin und Betrachter zum Teil der Figur und wirkt in kühl-blauen Arbeit als Künstler eher nicht präsent, so ist das bei seiner Frau, Toyoko Katsumata, ganz anders. Im Raum hängt eine 550 cm lange Bahn aus schwerem Papier. Darauf gezeichnet die feinen, individuellen Linien menschlicher Fingerabdrücke. Toyoko Katsumata hat sechs Wochen lang jeden Werktag acht Stunden diese Linien per Hand gezeichnet. Diese Papierbahn ist sichtbare Lebenszeit. Wie ein Bandarbeiter, wie ein Mönch der demütig seiner Arbeit nachgeht, der Gärtner, der täglich den Kies harkt, der am nächsten Morgen wieder zertreten ist. Zeit als in der Arbeit verdichtete Zeit.

Gegenüber Fotos von einer Installation in deren Mittelpunkt die Haut der Künstlerin als Foto abgebildet ist (Secret Room), eine Falte, ein Gelenk und ein Foto ihres Hinterkopfes, durch den, schaut man genau hin, das Gesicht durchscheint. Haut, Gesicht, Fingerabdruck, wochenlange körperliche Arbeit – hier ist die Künstlerin in einer Weise körperlich präsent die die, gerade in Japan ehr hohe, Schwelle zur Intimität überschreitet. Fasst will man fliehen, hat das Gefühl, dass die Zeit, die man hier verbringt, schleppend lang, weil intim, zu nah, zu intensiv wird.

Geht man durch die Tür, steht man, wieder wird es privat, einem Familienbild gegenüber. Der kleine Junge in der Mitte – der Künstler Masami Yoshioka. Über dem Bild, dem Fenster, der Wand Linien, Schlieren, Kurven – wie gezeichnet – geht man näher erkennt man schwarzes Tape in verschiedenen Breiten. Wie Erinnerungsspuren legen Sie sich über die Wand, erwecken fast einen skulpturalen Eindruck, ziehen fast hinein in die Arbeit, manchmal hat man das Gefühl sie wachsen weiter. Secret memory – der Titel der Arbeit. Für den Künstler sind es Erinnerungsfäden, Existenzreflektionen. Eine Arbeit, die nur hier in diesem Raum steht und nach der Ausstellung verschwindet. Die Geschichte dieses Raumes wird mit der Geschichte Masami Yoshiokas verbunden. Kunst für Jetzt, diese Ausstellung – und das gerade obwohl sie an die Vergangenheit erinnert und daran anknüpft. Zeit und Raum verbindet. Wie die Tageskerben an der Knastwand, das Herz mit Initialen in den Baum geritzt oder das Schloss mit Initialen an die Brücke gehängt. Zeit als erinnerte Zeit.

Im gleichen Raum um die Ecke die Arbeit von Ute Seifert. “Ist das dazwischen auch ein Ort“, fragt sie und man muss genau schauen um zu erkennen, dass das Wort für Ort - auf Deutsch und Japanisch – ausgeschnitten ist, Lichtprojektion und Schatten schaffen eine vielschichtige, schwer zu fixierende Raumwirkung – das Dazwischen, so schwer zu fassen wie das Jetzt.

Dieses flüchtige Moment greift Ute Seifert noch einmal auf in ihrer Arbeit: „Nur eine Ahnung“ in diesem Raum: Tropfen auf einer Folie erkennt man nur an den Schatten. Der Versuch, das Flüchtige zu halten. Daneben die Arbeit „Heimat“. In Bilderrahmen erkennt man hausähnliche Strukturen. Es sind Teebeutel, auseinandergefaltet, getrocknet, gepresst. Die plötzlich eine neue Dimension aufnehmen, reduziert, klar – aber auch fragil, leicht zu zerstören. Beinahe ist man dankbar für das schützende Bilderrahmenglas.

Von den Kuratoren gut gegenübergestellt die beiden anderen Arbeiten im Raum. Die dominanten vier Planschbecken. Kinderzeugs. „Mine“ nennt Sathoshi Ogawa die Arbeit. Die ganze Assoziationsbreite von der „Guten Miene zum bösen Spiel“, der Bleistiftmine, der Rohstoffmine, der Tretmine ist gewollt. Nähert man sich, dann entdeckt man eine Zeitdokumentation über den 11. März 2011. Fukushima. Ein Becken leer, die Zeit davor. Ein Becken gefüllt mit fetten Schlagzeilen japanischer Zeitungen der vier Wochen nach dem GAU. Damals. Ein Becken gefüllt mit Zeitungen ein Jahr später – kaum noch was über die AKW in Fukushima zu lesen. Ein leeres Becken. Heute. Alles wieder gut? Die emotional- und politischen Abklingbecken wieder geleert. Nein – weder in Fukushima noch hier. Denn über den Becken hängt drohend eine Wasserbombe, durchstochen von einem Bleistift mit Mine darin, fragil, das kein Wasser ausläuft und das Becken flutet, hängt nur am leichten Unterdruck im Kunststoffbeutel. Das Jetzt ist bedroht – wie die Deutungen der Vergangenheit. Zeit ist bedrohte Zeit.

Zwischen den Positionen von Ute Seifert und Satoshi Ogawa die Arbeit von Annika Kahrs „Maiko‘s Sea“. Annika Kahrs hat einen „Nicht-Künstlerin“ in Japan suchen lassen, Maiko, die täglich ein Foto an einem Ort aufgenommen, an dem sie war. Ihre Anmerkungen zu Ort und Gefühlen schickt sie an Annika Kahrs per SMS und auch die Fotos. Die Künstlerin montiert in Deutschland diese Zeitzeichen. In dieser Arbeit gibt sie einen Großteil des künstlerischen Prozesses aus der Hand, verarbeitete bereits gestaltete objet trouvés. Geteilte Zeit.

Wie sehr Zeit gefärbte, belegte, erzählte Zeit ist, das zeigen Frank Fuhrmann und Chieko Fumikura im Keller. Schaut man über Waffen und Kanonenkugeln auf die silberne Seite des Paravents von Chieko Fumikura, erkennt man Schattenfiguren Silhouetten und japanische Schriftzeichen. Ein Mann geht über ein Schlachtfeld. Ein in Japan bekanntes Haiku von Matsuo Basho beschreibt die verlorenen Träume der Soldaten im Sommergras. Als Schloss Agathenburg erbaut wurde, sind die Reformationskriege in Europa beendet und in Japan bricht eine Friedenszeit von 270 Jahren an, ein goldenes Zeitalter. Die Schatten der Erinnerung an die furchtbaren Jahre zuvor blieben. Geht man auf die andere Seite des Paravants, die goldene Seite, entdeckt man im Raum die Sitzmöbel, das Behagliche – aber das japanische Wort auf der Papierwand fragt still: Illusion? Das goldene Zeitalter, erkennt man, das wussten schon die Griechen, nie in der Gegenwart – immer nur im Rückblick.

Im Nebenraum ein Käfig, ähnlich der Käfige in Münster an der St. Lamberti-Kirche. Drei Widertäufer hat man dort reingehängt, sterben, verrecken, verfaulen lassen. Die Vögel fraßen das Aas, die herunterfallenden Knochen verschleppten die Hunde. Im Keller hier sechs Goldbarren „in art we trust“ draufgedruckt, auf einer historischen Truhe. Greifbar und doch nicht zu fassen. Ausgestellt und doch nicht greifbar. Kriege, Pomp, Schloss – alles das kostet Geld – und ist als Ewigkeitswert nur Illusion. Die Vergänglichkeit und der Vergeblichkeitgedanke, dieses Vanitasmotiv extrem reduziert im Nachbarraum. Man sieht den tiefen Eisbrunnen. Und hört wenn man achtsam ist, alle Minute einen Wassertropfen. Die Zeit verrinnt, wie das Eis schmilzt. Lange kann man es nicht bewahren, trotz aller Tricks, ewig die Zeit nicht verlängern. Das ist jeder Betrachtung der Zeit, jedem Ticken der Uhr – und ich schlage den Bogen zum gelb-blauen Zimmer in dem ich die den Zeit-Parcours, die Zeitreise gestartet habe, identisch in Japan wie hier: Die Zeit ist nicht aufzuhalten. Ihren reichten zu entdecken braucht – und da sind sich beide Kulturen einige – Achtsamkeit. Und das ist auch die Grundhaltung des Dialogs der Kulturen.

Wer diese Zeitreise hinter sich hat mit allen assoziativen Brücken vom Gestern ins Heute, vom Jetzt ins Morgen mit Blick in die Ewigkeit, der kann in den Park raustreten. Die Stufen runter über die kleine Brücke auf die Insel im Teich. Er hört auf der Brücke Chieko Fumikura das Lied singen von der Nihonbashi-Brücke in Tokyo, über die man gehen muss, wer zum Kaiser will. Der Tenno, göttlicher Abstammung, steht außerhalb der Zeit. Aber selbst das hinterfragte der jetzige Amtsinhaber mit der Bitte um Pensionierung. Es gibt eben auch für alle und alles seine Zeit und seine Stunde. Eine Zeit zu schauen und zu entdecken – und eine Zeit zu Vergessen. Eine Zeit zum Arbeiten und eine Zeit zum Entspannen. Eine Zeit zum Reden[[4]](#endnote-4) und – ja das war’s. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und eine gute Zeit-Reise im Schloss Agathenburg.

1. Michel de Montaigne: Essais, Frankfurt am Main 1998, S. 29 [↑](#endnote-ref-1)
2. Vgl. Die Religionen der Welt. Ein Almanach, Frankfurt am Main, 2007, S. 81ff. [↑](#endnote-ref-2)
3. LThK, Freiburg i. Br., ³2001, Bd. 10, Sp. 1421f. [↑](#endnote-ref-3)
4. Vgl. Kohelet 3 [↑](#endnote-ref-4)